

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 71.

Dienstag, den 23. Dezember.

1924.

### Die Schicksalsstunde.

(10. Fortsetzung.)

Roman von Marie Bernhardt.

(Nachdruck verboten.)

„Das Meer“, erwiderte sie langsam, „kann einem doch unmöglich gefallen, das kann man bloß hassen oder lieben! Und sonst — ich kann doch einem ganz fremden Herrn nicht all meine Gedanken sagen.“

„Sind die so bedenklich und so schwerwiegend?“

„Bedenklich? Ach, ich weiß nicht! Und schwerwiegend? Für mich natürlich, aber für andere natürlich nicht.“

„Das soll mithin heißen, ich darf Sie nichts mehr fragen — wie?“

„Sie tun es doch bloß aus Höflichkeit! Lieber könnten Sie mir etwas erzählen — zum Beispiel von Berlin. In Berlin möchte ich gern leben!“

„Da ist auch vieles, was Ihnen sicher gefallen würde!“ Oskar sah das Mädchen, wie es schlant und grazios in seinem weißen Kleide ihm zur Seite schritt, mit mehr Interesse an. „Gleich die schönen Kunststätten, die Theater —“

„Ach ja — die Theater!“ Lydias Augen leuchteten auf. „Das ist das Allerschönste, was es für mich gibt.“

„Sind Sie in Ihrer Vaterstadt oft ins Theater gekommen?“

„Lange nicht so oft, wie ich wollte. Allein durfte ich nicht hingehen — und wer sollte mich begleiten? Außerdem — außerdem — Mutter wollte immer nicht, daß ich ins Theater kam — wollte es durchaus nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Weiß ich gar nicht. Wenn ich darnach fragte, hieß es, Kinder hätten zu gehorchen.“

„Und das fiel Ihnen sehr schwer, nicht wahr?“

„Sehr!“ betonte Lydia.

Oskar fing an, von den Berliner Theatern, die er keineswegs alle aus eigener Anschauung kannte, zu berichten — von dem „goldenen Zeitalter“, da Rainz, Agnes Sorma, Friedmann, Förster, die Sommerstorffs gemeinsam an einer Kunststätte gewirkt hatten. Oskar hatte dies nicht mehr selbst erlebt, hatte aber von anderen viel darüber erzählen hören. Die gläubige Aufmerksamkeit, mit welcher Lydia ihm zuhörte, machte ihm unbewußt Freude. Er suchte allerlei halbvergessene Dinge aus seinem Gedächtnis hervor, und der ironische Unterton, der sonst bei allem, was er erzählte, mit- schwang, fehlte gänzlich.

„Tante Olga und Mutter“, sagte derweilen Eugen und neigte seine hohe Gestalt im Gehen zu den beiden Frauen herab, „ich habe euch etwas mitgebracht — hoffentlich macht es euch ein bißchen Freude: aus dem Gedächtnis und nach Photographien habe ich die zwei alten Freunde — alt sind sie freilich nicht geworden! — meinen Vater und deinen Gatten, Tante Olga, so skizziert, wie ich sie oft und oft als Junge habe sitzen sehen: beim eifrigen Schachspiel! Es ist keine fein ausgeführte künstlerische Arbeit, das dürft ihr nicht denken! Aber die Ähnlichkeit ist gut herausgekommen, und um der Erinnerung willen, meine ich —“

„Aber das ist ja eine herrliche Idee!“ rief Frau Olga stehend bleibend, während die Pfarrfrau vorwurfs- voll meinte: „Ich höre das erste Wort davon! Junge,

warum hast du mir das denn nicht gleich gesagt?“

„Ich wollte euch beide dabei haben! Die Skizzen sind in meiner Mappe auf der Diele, ich zeige sie euch wenn wir wieder ins Haus gehen.“

Freundlich harmonisch klang die Parkwanderung aus. Die beiden Gruppen vereinigten sich beim Aussichtstempel, man ging durch die Schlucht bis zum Meeresstrande hinunter, und tausend liebe, alte Erinnerungen gingen mit. Die beiden jungen Leute fanden den alten vertraulichen Ton wieder, und Frau Klärchens samtschwarze Augen leuchteten in freudigem Mutterstolz.

Die zwei Studien, nur um ein wenig in der Gruppierung voneinander abweichend, waren zum Sprechen ähnlich und erregten große Freude; die beiden Frauen konnten sich nicht satt daran sehen, und Eugen bekam so viele Danksgungen und Lobeserhebungen zu hören, daß er nur immer abzuwehren hatte. Lydia verhielt sich in richtigem Takt mehr schweigsam. Bei der Maibowle saß es sich dann in einer mit üppiger Aematis umspannenen Loggia überaus gemüthlich. Eine blasser Mondfisch schwamm am Himmel, aus der Tiefe des Markes lockte in leidenschaftlichen Tönen die Nachtigall. Weich und schwer hingen Flieder- und Maiglöckchen- düste in der lauen Luft. Es war ein schöner Venz- abend.

„Eugen, weißt du“, sagte Oskar auf dem Heimweg, „weißt du, was ich täte, wenn ich du wäre?“

„Kann mir schon denken, aber sagen kannst du es ja doch.“

„Ich würde dieses reizende Mädchen aus der Fremde malen, zeichnen.“

„Als was denn?“

„Meinetwegen als Mignon oder — was ist denn nun dabei zu lachen?“

„Von einer Mignon hat sie keine Spur, es fehlt ihr nicht mehr als die Hauptfäde dazu.“

„Erlaube mal! Wenn ich auch kein Maler bin — was hübsch ist, weiß ich am Ende allein.“

„Bestreite ich gar nicht.“

„Und dieser schlankte Wuchs, die weiße Hautfarbe, das wundervolle dunkle Haar —“

„Alles zugegeben! Aber was eine Mignon erst zur Mignon macht, sind in erster Linie die Augen, und die —“

„Sind sie dir etwa nicht schön genug?“

„In Form und Farbe sicher — aber wo findest du das süße Verträumte, das Geheimnisvolle, Verschleierte in diesen Augen, die so klug und kühl und bewußt um sich schauen, die alles zu sich selbst in Beziehung setzen?“

„Jungens, um Gotteswillen!“ — Frau Klärchen, die zwischen ihren Söhnen einherging, ließ sie beide los und blieb wie angewurzelt mitten auf der Dorfstraße stehen. „Spricht jetzt die Maibowle aus euch oder habt ihr euch beide in das Mädel verliebt?“

„Don Manuel und Don César — die feindslichen

„Brüder!“ lachte Eugen. „Sei ruhig, Klein-Weiberchen! Wir sind beide völlig objektiv. Die Frau, die ich einmal zu lieben gedachte, muß vor allem mehr Psyche haben, als dieser bildschöne Paradiesvogel! Und Oskar? Soweit ich ihn kenne, fängt der überhaupt so leicht nicht Feuer.“

„Ich zittere und bebe“, erklärte die kleine Pfarrfrau, während sie die Söhne wieder einhakte und ihren Weg fortsetzte, „ich zittere und bebe vor der Zeit, da ihr euch verleben, und vor den Schwiegertöchtern, die ihr mal bringen werdet.“

„Da kannst du noch lange zittern, bei mir hat das noch gute Wege“, erklärte Oskar gelassen. „Wenn Eugen das Psychische betont — mag er! Ich halte es mit dem Physischen. Gesund muß sie sein, und Geld muß sie haben — von diesen Grundbedingungen wird nicht abgegangen. Ja, ja, bliz' mich nur nicht mit deinen Schwarzaugen in Grund und Boden, Klärchen! Trotz Frühlingsnacht und Mondenschein und Mat-bowie und Nachtigallenschlag — diese zwei Paragraphen stehen fest!“

„Und du, Eugen?“

„Ich gebe mich mit Paragraphen nicht ab — sollte mir einsinken! Aber eine Beruhigung wenigstens hast du! Oskar und ich werden uns nie in eine und dieselbe Frau verleben!“

## VI.

„Meine liebe Lydia! Endlich ein Brief von Lisbeth, wirst Du sagen. Aber ich besuche die Gymnasialkurse, ich hatte eine lange, sehr ernste Unterredung mit Vater und Mutter; sie fragten mich, ob ich Lust hätte, mehr zu lernen, meinem Leben eine wissenschaftliche Grundlage zu geben. Gewiß will ich das. Entweder ich studiere Medizin und werde Ärztin, oder, wenn mir das zu lange dauert, ich nehme eine Lehrzeit in der Krankenpflege und werde Schwester — eines von beiden ganz bestimmt. Die Eltern waren sehr einverstanden mit meinen Ideen und haben sich sehr gefreut — meine beiden besten Freundinnen in der Schule, Ellinor Krüger und Hilde Blank — Du weißt doch? — desgleichen. Sie gehen jetzt auch in die Gymnasialkurse, wir wollen alle drei tüchtig hüffeln. Frida sagt, ich sei verrückt. Na, Frida ist ein dummes, kleines Bählschaf; aus dem, was die sagt, brauche ich mir nichts zu machen.“

Wir waren in den großen Ferien in Scheveningen — dort ist es sehr hübsch; ich habe auch ein paar nette Bekanntschaften gemacht. Zehnmal lieber wäre ich ja zu Tante Olga gefahren, aber Mutti sollte starke Seebäder haben, da mußten wir ans Meer. Die Ostsee ist zu zahm, sagte der Arzt. Daß du Peter immer noch nicht kennen gelernt hast, weil in seiner Pension in Berlin die Scharlachepidemie ausgebrochen ist und er der Anstaltung wegen nicht reisen konnte, ist zu schade. Um Peter beneide ich Dich, wenn er erst in Wittenberge ist.

Von Deiner Mutter und Deinen Geschwistern kann ich Dir melden, daß es ihnen sehr gut geht. Die kleine Grete wird immer niedlicher, wir holen sie uns manchmal herauf. Sie sieht ganz anders aus wie Du, ist aber auch sehr hübsch. Die Buben sind lange nicht mehr so laut und ungezogen wie früher — Mutti sagt, das macht, weil ihr Vater sich jetzt mehr um sie kümmert und sehr streng ist. Der Meister Ewert ist jetzt sehr ordentlich; er sitzt den ganzen Tag bei seiner Arbeit und fertigt wunderschöne Schuhe; er arbeitet jetzt für das beste Schuhgeschäft Binder u. Co. Du weißt doch? — am Schleifengraben. Ich bekomme jetzt Tanzstunde, da hat er mir reizende Padschuhchen gemacht — Frida will auch durchaus welche haben, aber was soll die jetzt mit solchen Schuhen und mit Tanzstunden?

Zu Deiner Mama ist der Meister jetzt immer sehr nett, sie sieht sehr wohl und hübsch aus — Vater sagte neulich von ihr: „Frau Ewert blüht wieder auf.“ Der Meister verdient schrecklich viel Geld; er hat viel feine Kundschaft jetzt wieder — ihr werdet nochmal reiche Leute. Deine Mama hat ein wundervolles Kostüm von Wegler und Wirth. Du weißt doch?

(Fortsetzung folgt)

## Weihnachts-Bilderbogen.

Von Julius Kreis (München).

### Kaverl.

Die Mutter arbeitet in der Fabrik. — Sie hat den Kaverl der Nachbarin gegeben für den Nachmittag, bis die Größeren aus dem Hort kommen. Da sitzt der Kaverl brav und still in der Ecke auf dem verflochtenen Seegrasslofa und spielt mit seinem kleinen „Hansl“, und dieser fröhliche hölzerne Gaul schaut immer gleich wohlgenut in die Welt, trotzdem er nur mehr zweieinhalb Beine, ein Ohrwädel und keinen Schwanz mehr hat. Der Kaverl streichelt ihn deshalb nicht minder zärtlich. — Aber auf die Dauer wird selbst ein Gaul mit vier Beinen ein bißchen lanaweilig. Der Kaverl stellt den Hansl in den „Stall“, in die andere Sotaecke und ruft ihm da aus einer Ritze ein bißchen Seegrass vor. So, Hansl! Die Frau Huber spült ab, schneppert mit Tiegeln und Tellern und geht ihren Gedanken nach — wie der Kaverl. Und da bittet der Kaverl nach einer Weile: „Geh, Frau Duaber, erzähl'n S' mir was vom Christkind!“

Die Frau Huber ist keine phantasiebeschwungene Frau, und wenn man gerade in Gedanken die Milchfrau unten etwas Arges heist, so ist da sehr schwer ein Übergang zum Christkind zu finden. Aber der Kaverl ist ihr „Verzaub“. So erzählt sie halt: „Ja, woakt, Kaverl, wenn's Nacht is, nachher klagt's umanand, und wo brave Buam san, da schlupf's zum Schlüßelloch nei.“ — Mehr weiß sie nicht, die Frau Huber. Es ist nicht ihre Sache, das Geschichtenerzählen. Aber für den Kaverl ist es genug. Und er „schmuggelt“ sich in sein Ed. und zwischen Traum und Wachen geht ihm die Christkindsgeschichte weiter, eine Geschichte voll Licht und Wunder. . . Durchs Schlüßelloch. . . Die großen Kinder-  
augen lassen es nicht los, bis sie aufallen. . .

### Bubi

Die gnädige Frau rauscht ungnädig hinaus. „Fräulein, Bubi langweilt sich. Fräulein, bitte, sorgen Sie doch.“ Und Fräulein sorgt! Sie schleppt aus dem Kinderzimmer den großen Leddbären, die Dampfmaschine, die Soldatenschachteln, das Seemannsschiff, den Wasserkreuzer, die Kanonen, die Menagerie, ein Duzend Kunstbilderbücher herbei.

Bubi macht eine Schnute. Er schiebt alles an den Tischrand, sagt ungnädig: „Ich mag nicht“, und greint. Und Fräulein räumt wieder auf. Und setzt sich zu Bubi. Macht ihre großen Märchenaugen, wie sie's im Kindergarteninnen-Seminar gelernt haben, und sagt geheimnisvoll: „Allo, Bubi, jetzt erzähl ich dir eine wunderschöne Geschichte vom Christkind.“ O, das Fräulein ist phantasiebeschwungen! — Aber Bubis Schnute wird noch schmutziger, und er brängt „Fräulein“ weg. Und greint: „Mhm — Christkind — Fräulein, das gibt's ja gar nicht, die Sachen lauft doch der Papa.“ Und Bubi heult und wirft den Leddbären unter den Tisch.

### Ein Ausgehokener.

Keine Angst! Es wird kein Weihnachtsfabrikat vom verstorbenen Sohn mit Verlobung und Lichterbaum. Es ist eine Geschichte vom verstorbenen Vater, vom Vater, den seine Töchter aus dem Haus jagten um die Weihnachtszeit. Ballades — nicht wahr?

Also vier Töchter: Rosa, Anna, Berta und Emilie, im Alter von zwölf bis siebzehn. Die alle wollen dem Vater, wenigstens nachträglich, eine Freude bereiten. Rosa tritt an einem Pantoffelpaar, Anna strickt Handschuhe, Berta häfelt einen Tabaksbeutel, und Emilie — Emilie malt natürlich einen Blumenstrauß.

Und wenn der Vater im Wohnzimmer zu den Zigarren will, freicht Rosa auf wie unterm Schafott und wirft sich gegen die Tür. Und wenn der Vater im „Salon“ eine Beischichte suchen will, einer bringenden Adressen wegen — der Riegel knarrt — Anna ruft: „Nicht, Papa, nicht, nicht!“ — Und wenn er im Arbeitszimmer seine Attentische holen will, verwehrt ihm die Köchin (und wer darf einer Köchin ungehorham sein?) den Eingang und knipst: „Weihnachtsüberraschung von Fräulein Berta!“ Und will er sich mittags ein Stündchen ins Schlafzimmer zurückziehen, dann steht Emilie wie ein Cherub mit flammender Palette unter der Tür und sagt nur: „Papa!“

Und so zieht sich der Papa obdach-, zigarren-, karten-, atten- und rubelos ins Café zurück und freut sich auf den Weihnachtsabend — — ganz enorm, hat er mir versichert.

### Das Buch.

Also, die Mama hat für ihre Fünftzehnjährige ein Buch gekauft.

„Was können Sie mir empfehlen?“ fragt sie in der Buchhandlung. „Es soll etwas für die Jugend sein, aber doch schon mehr für Erwachsene — und sehr spannend, aber nicht aufregend, lehrreich, aber nicht lanaweilig, nicht zu bid, aber doch eine längere Geschichte, ein gewählter Stil, aber leicht faßlich, dezent, aber nicht prüde, illustriert, aber nicht allzuviel.“ Und der tüchtige Buchhändler brachte nach zwei Stunden ein Werk, das allen Anforderungen entsprach. Zuerst las es die Großmama.

„Du darfst es unter keinen Umständen dem Kind geben, ich verstehe dich nicht“, sprach sie entrüstet zur Tochter. „Es kommen darin zwei Liebespaare und fünf Küsse vor! Die zwischen den Zeilen gar nicht gerechnet.“ — Und die Mama trug es zum Umtausch. Dann las der Onkel das neue Buch. Und alterhant wie schon Onkels sind, sagte er: „Das

„Mama trug das Buch zum Umtausch.“ Papa las das neue Buch. Und er sprach: „Das darfst du dem Kind unter keinen Umständen geben. Das ist ein Abenteuerbuch für Jungen. Das verwirrt ihr den Kopf. Mehr was fürs Gemüt!“

Und Mama trug das Buch zum Umtausch. Und fand eines, das Großmama, Onkel, Papa und Vetter gefiel, dem Vetter natürlich nur bedingungsweise, denn er war, wie gesagt, Literat.

Am heiligen Abend nahm Köschen das schöne Buch entgegen, ließ es vor Überraschung fallen und sagte unter Tränen: „Ach, Mama, dieses Buch hab' ich dir zu Weihnachten gekauft, es pakte so für dich!“

### Der Jungeselle.

Er wohnt in der Manlarde. Zwei Zimmerchen sind's. Und wenn man ihn so am Vormittag im blauen Schlafrock, im weißen Haar und mit der Tabakspfeife am Fenster sitzen sieht, denkt jeder, auch der Atheist: „Aha, der liebe Gott! Nur das eine: der liebe Gott macht ein freundlicheres Gesicht.“

Alle Jungesellen spielen gern den Bärbeißigen, den Rührmüchtrichter. Aber sie sind gar nicht so. Am die Weihnachtszeit ist meines Jungesellen Gesicht am galligsten. Er haßt „Sentimentalitäten“. Und wenn seine „Hausfrau“ die Sprache auf die Festtage bringt, winnt er ab: „Nichts für mich! Kinderreien! Hör'n S' mir auf! — Du frönlische, jawohl! Vehr' mich einer die Welt kennen! — Der Zug im Antlitz wird grimmiger.“

Aber jedes Jahr am Spätnachmittag des „heiligen Abend“ schleicht sich einer verstorben die Treppe hinauf, einen kleinen Christbaum unterm Arm, zündet die Lampe an, lächelt ein wenig verlegen, braut sich einen Grog, und wenn's niemand mehr sieht, brennen in der Stube die Kerzen. O du frönlische, jawohl. Immer wieder kriegt's mich rum. — Empfindsame Veler, insbesondere aber Velerinnen, werden sagen: Aber diese Geschichte könnte doch so schön zu Ende geführt werden. Da ist die Hausfrau, verwitwet natürlich. ... Ja, aber alle Jungesellen sind gar nicht so. ...

## Das Testament.

Skizze von Mahmud Selim-Konstantinovel.

Vor einigen Tagen sah ich in einem Kaffeehause in Stambul und dachte über die Schlechtigkeit der Welt nach. Um mir diese angeläutete Lätiakeit zu erleichtern, rauchte ich eine Schachtel türkischer Zigaretten und trank einige Schälchen Mokka.

Ich kam zu dem einer Offenbarung gleichen Ergebnis, daß Zigaretten und Mokka der Mehrzahl der Menschen vorzuziehen seien, denn jene lassen uns die Schlechtigkeit der Welt vergessen, diese aber erinnern uns immer wieder daran.

Ich sah in einem Winkel des Lokals, ganz hinten, unmerklich hüllte sich der Raum und neben mir nahmen zwei Türken Platz, die sich über das Testament eines dritten unterhielten.

„Da habe ich übrigens“, sagte der eine der Türken, „dieser Tage eine interessante Geschichte über ein Testament gelesen. Hören Sie zu.“

Ein reicher Araber war gestorben. Kurz vor seinem Tode hatte er seinem Freunde, auch einem sehr reichen Manne, sein Testament verfertigt überreicht. „Wenn ich tot bin“, hatte er gesagt, „öffne es und handle darnach.“

Der Freund öffnete nun also das Testament. In diesem stand geschrieben: „Mein ganzes Vermögen liegt in einem eisernen Koffer. Es gehöre dem, der nachweist, daß er der glücklichste Mensch der Erde ist.“

Der Freund geriet in große Verlegenheit. Er ließ das Testament bekannt machen und es kamen Tausende, die Anspruch auf den Koffer erhoben.

Man suchte die Leute aus, man prüfte, schied fast alle wieder fort. Man prüfte die wenigen, die man ausrückbehalten hatte, noch einmal. Und schließlich blieb nur mehr einer übrig, der alle Prüfungen bestanden hatte.

Es war ein feierlicher Augenblick, als man diesem den schweren Koffer übergab. Er schloß ihn auf.

Es waren nur Kieselsteine in dem Koffer.

Enttäuscht und verzweifelt kaufte sich der Erbe seine Haare.

„Sieh“, sagte man ihm, „es ist auch ein Brief in dem Koffer.“

Er riß hastig den Brief auf.

Da stand von der Hand des Verstorbenen geschrieben:

„Erkennst du nun, wie du gelogen hast, als du dich den Glückseligsten der Menschen nanntest? Wärest du der Glückseligste, du hättest nie Sehnsucht nach meinem Gelde gehabt.“

Die beiden Türken lachten sehr über diese Geschichte.

Ich schrieb sie mir langsam auf. Denn ich glaube, daß die Lehre, die sie enthält, nicht nur in Arabien den Menschen zu Ruh und Frommen gedeiht.

An einem anderen Tisch ganz in unserer Nähe sah ein alter Derwisch. Der schmunzelte und dann wandte er sich an den Erzähler.

„Ich will nicht zu Ende.“

Er wurde gebeten, sie weiter zu erzählen.

„Das Ende ist bald erzählt“, sagte er. „Ein Armer, der zuhau, wie der betrogene Erbe, verzweifelt sich die Haare rauft, trat an den eisernen Koffer heran und sprach: „Ihr heben Herren, leid doch aufrieden, der Koffer ist schön und aus seinen Wänden kann man einen Kochherd bauen. Ich wärs glücklich, wenn ich einen Herd hätte. Ich habe nichts, gar nichts.“

„Nimm den Glunder, alter Esel“, lachte der Erbe, „ich schenke ihn dir. Ich bin froh, wenn ich den widerlichen Eiselkasten nicht mehr sehe.“

Mit Dank nahm der Bettler das Geschenk an.

Er hob einen Kieselstein nach dem andern aus dem Koffer, um den entleerten fortzutragen.

Nach einer Stunde mühseliger Arbeit kam er bis auf den Boden des Koffers.

Den Zuhauern war die Sache schon zu lanaweitla geworden. Sie waren alle fortgegangen.

Der Bettler aber fand am Boden des Koffers noch einen Brief des Verstorbenen. In diesem stand geschrieben:

„Es bist dir nichts. Ich habe mein Vermögen den Armen geschenkt. Aber du sollst meiner Seele nicht fluchen. Nimm die tausend Pfund, die in Banknoten diesem Brief beiliegen, als Lohn für deine Mühe und Entschädigung für deinen Ärger.“

Der Bettler dankte Gott, nahm das Geld, kaufte sich eine Hütte und ein Stück Land und wurde, wenn auch vielleicht nicht der aller glücklichste, so doch gewiß einer der glücklichsten Menschen dieser armen und unglücklichen Erde.

Wir sollten zu dritt dem Derwisch Beifall.

„Es gibt Zufälle“, sagte er, „nach dem Urteil vieler Menschen, wenngleich ich glaube, daß alles nach Allahs Rath schlief geschicht. Dieser Bettler, meine Herren, war mein Vater und ... sehen Sie, dieses Stückchen Eisen, das ich da stets in meinem Gürtel trage, stammt von jenem Koffer, von dem die Erzählung heute in aller Munde ist.“

## Die menschlichen Grenzen des Weltalls.

Die Frage, wie weit der Mensch mit seinen modernen Hilfsmitteln in den Kosmos blicken kann, ist durch eine Entdeckung des Harvard-Observatoriums aufs neue aktuell geworden. Bisher nahm der Mensch an, daß das Weltall unendlich sei, wenn er sich auch von vielen Worten keine Vorstellung machen konnte. Ein Mensch kann sich aber nicht denken, daß das Weltall begrenzt ist, weil hinter dieser Grenze doch etwas anderes sein müßte, was also eine Fortsetzung des Weltalls darstellen müßte. Nun ist Professor Einsteins auf Grund seiner Forschungen zu der Anschauung gekommen, daß der Weltraum nicht unendlich ist, sondern endlich, und zwar hat er die Größe des Weltraumes auf ungefähr 100 Millionen Lichtjahre bestimmt. Da das Licht in der Sekunde 300 000 Kilometer zurücklegt, so bedeutet ein Lichtjahr ungefähr die Entfernung von zehn Billionen Kilometern. Vorstellungen von diesen Entfernungen können wir uns nicht machen, ebensowenig wie von der Unendlichkeit. Die Schwierigkeiten, welche der endliche Raum den menschlichen Vorstellungen bereitet, sind nicht ein Grund dafür, daß die menschlichen Vorstellungen richtig sind. Von diesen 100 Millionen Lichtjahren des Weltraumes, die wir beispielsweise als richtig voraussetzen wollen, kann der Mensch trotz seiner scharfen optischen Instrumente nur einen ganz geringen Bruchteil überleben. Bisher war der Mensch in der Lage, ungefähre Entfernungen von 250 000 Lichtjahren mit seinen Gläsern zu durchmessen, das heißt, er konnte mit Hilfe der astronomischen Gläser Sterngebilde entdecken, deren Licht 250 000 Jahre braucht, bevor es zur Erde gelangt. Natürlich sind diese Gebilde nicht als Sterne sichtbar, sondern als kosmische Nebel, die man früher für den Beginn einer neuen Welt hielt. Man ist jetzt zu der Auffassung gelangt, daß diese kosmischen Nebel in Wirklichkeit ungeheure Sternansammlungen in der Art unserer Milchstraßen sind, die nur infolge ihrer großen Ferne uns als leichte Nebel erscheinen. Die Harvard-Sternwarte hat nun vor einiger Zeit einen Nebel entdeckt, dessen Licht eine Million Jahre benötigt, um auf unsere Erde zu gelangen. Dadurch ist das Weltbild des Menschen ungefähr um das 4-fache vergrößert worden. Das Weltbild des Menschen hat also jetzt seine Grenzen in einer Entfernung von einer Million Lichtjahren. Wenn also der Weltraum einen Durchmesser von 100 Millionen Lichtjahren hat, so können wir trotz unserer guten Gläser nur den hundertsten Teil sehen und zwar in so allgeringstem Umfange, daß uns ungeheure Ansammlungen von Sonnen, ja vielleicht viele Millionen von Fixsternen größter Art nur als ein ganz dünner Nebel erscheinen. Da uns aber die Dinge in unserer nächsten Umgebung noch ewig rätselhaft und unlösbar erscheinen, so ist es die Frage, ob es überhaupt Sinn hat, das Weltbild erheblich zu vergrößern, da jedes Staubkorn das gleiche Geheimnis birgt, wie die ungeheuersten Ansammlungen von Sonnen.



## Der Aufbau der Weihnachtsgeschenke.

Es ist durchaus keine Kleinigkeit, einen Weihnachtstisch so aufzubauen, daß er nicht nüchtern und unpersönlich wirkt und die Hausfrau tut gut, sich einen Tag vor dem Fest ganz und völlig dafür frei zu halten und den Aufbau möglichst allein zu besorgen, denn zuviel Menschen im Weihnachtsgemach wirken nur störend und erschweren die Arbeit mehr als daß sie sie erleichtern.

Bei dem Aufbau für den Familientisch benutze man möglichst runde Tische, die am heiligen Abend anstandslos umhandelt werden können. Die Gaben für die Kinder arrangiere man auf die niedrigen kleinen Spieltische, die erhalten den besten Platz in unmittelbarer Nähe des Christbaums und bleiben auch während der Festwoche dort, während die Gaben für die Erwachsenen gewöhnlich nach dem Fest wieder verschwinden. Die einzelnen Spieltische dürfen nicht alleis fertig aufgebaut werden wie z. B. ein Schlachtfeld oder der Baukasten. Unsere Kleinen nehmen die Sachen zuerst viel lieber in die Hand und legen sie dann selbst zusammen. Elektrische oder sonstige Maschinen für die Großen lasse man am besten während des Aufbaues in Ruhe. Ihr bloßer Anblick ruft schon Begeisterung genug hervor und das Selbsttätigkeitsvergnügen im Laufe des Abends eine weitere Freude.

Bei den Tischen der Großen hüte man sich ebenso sehr vor wahllosem Durcheinander wie vor pedantischer Ordnung. So stelle man nicht die Konservendosen unmittelbar neben ein Schmuckstück, man kann aber ruhig dem worttreibenden Mitalied der Familie Sweater, Stiefel und Thermosflasche zusammen aufbauen. Solide Gebrauchswäsche erstreckt gewöhnlich in ganzen oder halben Dutzenden hübsch zusammengebunden. Spitzenröcke und gestickte Unterröcke dagegen legt man einzeln hin. Fertige Blusen und Kleider sieht man am besten auf Schneiderpuppen, Schmutz- und Briefpapierbehälter sind aufgeschluppt, Bonbonnieren und etwale Delikatessbüchsen geschlossen hinzustellen. Fette Gegenstände, wie Spidaus oder Schinken, legt man möglichst abgedeckt um Fettflecken an den übrigen Gegenständen zu vermeiden.

Zum sogenannten bunten Teller benutze man entweder eine Kristallvase oder einen hübschen Bauernstiller, keinesfalls aber einen angeordneten des täglichen Gelebens. Übrigens gibt es neuerdings auch sehr hübsche Weihnachtsteller aus Pappe, welche man gleich mitnehmen kann. Sehr hübsch wirken auch kleine Vasen mit Weihnachtssträußen. Nix, Tanne und Mistel neben den einzelnen Tellern. Überhaupt sollte man zum Schluss über alle Tische kleine Tannenzweige mit etwas Lametta verteilen damit das Ganze recht festlich froh erscheint.

Für Massenbeherbergungen sind natürlich lauge Tische unentbehrlich, auf die weiße Tücher gelegt werden müssen. Man soll bei solchem Saalaufbau vor allem die praktische Seite berücksichtigen, so müssen die Leute leicht hinautreten können, die einzelnen Tischplätze sind abzugrenzen, etwa durch das allen zugedachte Gbäre, bunter Teller, Stollen usw., welches man entweder rechts oder links vom Nebenraum aufbaut. Geld sollte entweder persönlich am Schluss verteilt oder recht deutlich und sichtbar auf irgend einem ins Auge fallenden Gegenstand aufgebaut werden. Zu warnen ist vor dem Verstecken des Geldes, durch Unachtsamkeit sind bei diesen „Überzahlungen“ schon häufig beide Teile schwer verstimmt oder gekündigt worden.

Trotz der Prosa einer Saalbeherbergung kann man ihr doch durch bunte Bänder, kleine Tannenzweige, hübsche Weihnachtskarten mit dem Namen des Beschenkten einen festlichen Anstrich verleihen und gerade einfache Leute werden die damit geäußerte Liebe und Fürsorge dankbar anerkennen wenn ihr Dank sich auch bisweilen etwas eckig und unbefonnen ausdrückt.

D. R.

## Unsere Weihnachtstafel.

Daß die Tischdekoration an den Feiertagen auf Weihnachten bestimmt werden muß, versteht sich von selbst. Sehr wirkungsvoll ist eine Ausschmückung von Rot und Grün. Man legt eine lose Girlande von kleinen Nerauweilen, der Form des Tisches folgend, direkt hinter den Gläsern und windet dabei ein und ein halb Zentimeter breites rotes Seidenband mit durch. Die Servietten faltet man flach und bindet die Seidenmeln mit roter Schleife auf einen Tannenzweig. Stehen die Servietten hoch, so steckt man das Brot einfach hinein und legt darüber ein Sträußchen aus Mistel und Tannenzweigen. Stachelnadeln legt man besser in die Mitte der Tafel um die Kompositionen oder um die Vasen mit Christrosen, da man sich leicht an den Zweigen festhalten kann.

Sehr gut lassen sich runde Tische decken und ganz besonders weihnachtlich mutet die Lichterkrone an, die man aus moosumwickelten Reifen herstellt, die durch rote Bänder verbunden werden. Am Kronleuchter befestigt man sie mit voller Schleife. Die Wachslichter werden mit kleinen Lichthaltern fest in die Dozalflecken eingedrückt.

## Rezepte für die Weihnachtstafel.

**Karpfen blaueisotten.** Nachdem der Fisch getötet, ausgenommen und gewaschen ist, wird er ganz gewaschen oder zerlegt, mit siedendem Essig übergossen. Man läßt ihn einige Minuten darin stehen, legt ihn dann am besten mit kaltem Wasser, in einer der Größe des Fisches angemessenen Kasserolle mit reichlichem Salz ein bis zwei Lorbeerblättern, zwei Gläsern Weißwein, einer Zwiebel, etwas zerhacktem Wurzelschnittlauch, einem Bündchen Petersilie, einem Gewürz und Pfefferkörnern sowie dem Essig mit dem er abgewaschen wurde, an. Man läßt den Fisch acht bis zehn Minuten kochen und an der Seite des Feuers noch 20 Minuten stehen, richtet ihn auf einer länglichen schmalen Schüssel an, garniert ihn mit Petersilie, reicht dazu Essig und Öl, frische Butter, warme Sardellenbutter oder holländische Sauce, rohen, aeriebenen und mit Essig angemachten Meerrettich.

**Gebäuer Schinken.** Der Schinken wird gewässert und gereinigt, abgetrocknet und bei Seite gelegt. Unterdessen wird Brotteig von etwa der doppelten Größe des Schinkens ausgerollt und getrocknete Kräuter darüber gestreut, aber mit Vorsicht damit sie nicht hervorstecken. Auch frisch abgedachte Petersilie und Schnittlauch darf dabei sein. Dann legt man den Schinken darauf und schlägt ihn fest in den Teig ein, so daß nirgends der Saft herausdringen kann. Leht ihn auf ein gemehltes Blech und bädt ihn etwa 3 bis 4 Stunden. Dieser Schinken ist besonders fettig und hält sich längere Zeit anaeschnitten im Teie.

**Rabineppudding.** 125 Gramm Mehl, 125 Gramm Zucker, 125 Gramm Butter, 35 Gramm Zitronat, 35 Gramm Orangade, 125 Gramm bittere Makronen, 125 Gramm Korinthen, 125 Gramm Sultaninen. Das Mehl wird mit Milch anaerührt und mit der Hälfte der Butter losange über dem Feuer gerührt, bis sich die Masse vom Topfe löst. Dann reibt man die übrige Butter zu Sahne, rührt Zucker aeriebene Makronen, Eidotter, gestiftetes Zitronat, Korinthen und den Teig hinzu und mischt zuletzt den steifen Eierklee leicht durch. Der Pudding muß in gebutterter Form ein und eine halbe Stunde kochen und wird heiß mit Weinauce serviert.

**Gansleberfilets.** Kurz vor Gebrauch wird eine nicht zu fette Straßburger Gansleberpakte in Scheiben geschnitten, in Mehl gewendet und rasch in heißer Butter auf beiden Seiten gebraten. Sie werden sofort auf einen Reisodel in Kranzform angerichtet und mit Trüffelsauce serviert.

## Die praktische Hausfrau.

**Altes Hausmittel gegen die Heiserkeit.** Kindern, die während der rauhen Jahreszeit häufig an Erstälungen, verbunden mit Heiserkeit, leiden, gebe man vor dem Schlafen geben einige Bratäpfel, in denen man mehrere Stücken Zucker hat schmelzen lassen, zu essen. Auch süßer Rettichsaft hilft. Man stellt ihn folgendermaßen her: Man schäle einen mittelgroßen Rettich und teile ihn durch. Die halbierten Stücke höhle man aus und lege Putzuderstücke oder Kandis hinein. Nach einigen Stunden hat sich der Zucker auflöst und der Heissaft entwidelt.

**Frische Petersilie im Winter.** Um den ganzen Winter über frische Petersilie zu haben, bediene man sich, nach einem handschriftlichen Küchensbuch aus dem Jahre 1805, eines Topfes, der ringsherum mehrere Reihen Löcher enthält. In den Topf schüttet man Gartenerde, die fest anaedrückt wird. In jedes Loch streut man einige Körner Petersilien samen und drückt dann Erde darauf. Die jungen Pflänzchen kommen nach einiger Zeit aus den Löchern zum Vorschein. Die Erde muß stets eine gewisse Feuchtigkeit enthalten. Man kann die Petersilienwurzeln vorsichtig aus dem Gartenbeet graben und in Holzlatten wieder einlegen. In der warmen Küchenluft werden sie alsbald wieder aus schlagen. Doch ist dieses Grün nicht so ausgiebig und würzig wie die jungen Pflänzchen, die man auf erst erwähnte Weise erzielt.

**Ein natürliches Barometer.** Ein außerordentlich billiger und auch zuverlässiger Wetterkinder ist ein Tannenzapfen. Diese Tatsache ist nur wenig bekannt. Wenn die Schwuppen des Zapfens geöffnet sind, so steht schönes, trodenes Wetter bevor. Wenn die Schwuppen geschlossen sind oder im Begriff sind, sich zu schließen, so ist feuchtes, regnerisches Wetter zu erwarten. Man hänge das natürliche Barometer an einem Faden in einem hellen Stubenwinkel auf und wird seine Freude daran haben, wie sicher und zuverlässig die Frucht des Weihnachtsbaumes „arbeitet“.

**Fett- und Ölseife aus Poile und Schleierkoffen entfernt** man mit erhitztem Kartoffelmehl. Man überreißt den Fleck vorsichtig mit einem Wattebausch, den man in heißes, weißes Kartoffelmehl getaucht hat. Der harteste Stoff wird nicht angegriffen, es bleiben keine Ringe zurück, wie z. B. bei Verwendung von Benzol.